Otto Franz Krauss

Mensch mit
»Humor im Frack«

M05
Sept. 2012

geschichtswerkstatt exter
Regionalgeschichte in Vlotho und Umgebung

BEITRÄGE ZUR ORTS-GESCHICHTE

Otto -Franz Krauss präsentiert
blumige Glückwünsche zum Geburtstag

BEITRÄGE ZUR ORTSGESCHICHTE - M05 **- 30. September 2012**

Inhaltsübersicht:

Einleitung
1
Vom Leben in Exter

Der Alleinunterhalter 2
Das Couplet 3
Die Entwicklung 3
Durchbruch und Abbruch 4
Ein neuer Anfang 4
Humor im Frack 6
Nach dem Unfall ein „Umfall“ 17
„Fahnenflucht“ zur Wehrmacht.....18
Mit heilen Knochen nach Hause..... 20
Vor den Frack den Fragebogen 20
Wertbestand in neuer Währung.....21
Professor Dr. humoris causa 22
Vom Lehrstuhl zum Alterssitz 23
Otto Franz Krauss reist durch Kurorte 23
Vorträge im Pressespiegel 24

Das Werk
Journalistische Tätigkeit 25
Zitationen, Rezitationen und Vorträge 26
Lieblingsautoren - Das Beispiel Müller-Partenkirchen 27
Exter und Otto Franz Krauss 29

Titelbild: Glückwünsche zum Geburtstag 1955

ISSN 1619 - 7828 Beiträge zur Ortsgeschichte
GESCHICHTSWERKSTATT EXTER E. V. - PIVITSTR. 25 - 32602 VLOTHO EXTER
Internet: www.gwexter.org - E-mail: info@gwexter.org
Redaktion: Wilfried Sieber (v.i.S.d.P.) - © 2013 - Alle Rechte vorbehalten.
Nach- und Abdruck nur in Abstimmung und gegen Belegexemplar

OTTO FRANZ KRAUSS

MENSCH MIT »HUMOR IM FRACK«

BEITRÄGE ZUR ORTSGESCHICHTE - M05 - 30. SEPTEMBER 2012

EINLEITUNG

Das Archiv der Lippischen Landesbibliothek Detmold bietet einen Überblick über das künstlerische Schaffen der Hauptperson dieser Ausgabe unserer Sammelreihe. Beim Workshop „Biografienforschung“ der Fachstelle Geschichte des Lippischen Heimatbundes im Oktober 2008 im Schloss Brake in Lemgo widmete ihm Julia Freifrau Hiller von Gärtringen einen längeren Vortrag.

Unter anderem führte sie aus: *„Sich mit ihm und seinem Nachlass einmal näher zu beschäftigen, wäre nicht nur im Rahmen der weitgehend unerforschten Geschichte des Tingel-Tangels interessant, sondern auch im Vergleich zu seinem sieben Jahre älteren Kollegen Joseph Plaut aus Detmold, dessen Biographie Eugen Heinen 2004 vorgelegt hat. Dass es sich lohnt, legen zeitgenössische Presseurteile nahe, die Krauß als „Großmeister des deutschen Humors“ und „Humoristen von Weltgeltung“ bezeichneten.“*

Unser Anliegen ist es, ihm einen Platz in unseren Veröffentlichungen einzuräumen; weil er nahezu drei Jahrzehnte seines Lebens in Exter verbrachte und damit Teil unserer Ortsgeschichte ist.

In der Schrift „Trotz allem zum Humor im Frack“ hat er in seinen Lebenserinnerungen beschrieben, wie er unseren Ort kennen und schätzen lernte, auch wenn er seinen Lebensabend im benachbarten Bad Salzuflen verbrachte.

Ausschnitte zu seiner Zeit in Exter haben wir übernommen, wenn sein Büchlein auch noch in einigen Familien in Exter vorliegt. Zeitzeugenbefragungen ergaben, wie er von Menschen im Ort wahrgenommen wurde.

VOM LEBEN VOR EXTER

Der Alleinunterhalter

Abb. 1: 1926 - Otto Franz Krauß im Frack, seinem „Markenzeichen“

Nach seiner Geburtsurkunde hieß er „Otto Franz Krause“, geboren als drittes von acht Kindern am 14. November 1886 in Königsberg. In seiner Autobiografie weist er augenzwinkernd darauf hin, dass es ein Sonntag war; seine Mutter hätte „der vielen Arbeit wegen“ an einem normalen Wochentage keine Zeit gehabt.

In Kinderjahren formulierte er seinen Berufswunsch kurz und bündig als „Kinstler“. Die schulischen Leistungen ließen in Kreisen der Familie auf einen Werdegang zum Lehrer hoffen, was aber weder seinen eigenen Wünschen noch den Möglichkeiten des Elternhauses entsprach.

Was man berufliche Laufbahn nennen kann, begann in einer Schnapsbrennerei mit Ausschank. Dieses Zwischenspiel dauerte zwar nur ein halbes Jahr, in seinen Erinnerungen betont er, dass dieser Zeitraum *„ein gut und gern dreifach so langes Psychologie- und Soziologiestudium glatt ersetzen hätte können.“*

Zur Tätigkeit als „Portier“ in einem Königsberger Hotel bemerkte er, dass sie sehr vielseitig gewesen sei unter anderem durch Hausarbeiten und Transport von Gepäck vom und zum Bahnhof.

Die anschließende Lehre in einem Dekorations- und Polsterladen fand nach etwa zwei Jahren mit einer Auseinandersetzung mit dem ungeliebten Lehrherrn ihr Ende. Rückblickend schreibt Otto Franz Krauß, dass dieses Ereignis ihn zurückführte auf den Weg zu seinem Kindheitstraum.

Schon in seiner Lehrzeit trat er sonntags als Coupletsänger auf und war Vorsitzender einer Humoristischen Vereinigung geworden.

Das Couplet

Der Begriff ist abgeleitet vom französischen „couplet“ (Zeilenpaar) und bezeichnet in der Musik ein politisches oder satirisches Lied mit witzigem, meist doppeldeutigem Charakter. Wichtiges Merkmal ist ein markanter Refrain.

Seit dem 17. Jahrhundert in dieser Form Unterhaltungsangebot, erlebte das Couplet auf den großen Bühnen in München, Berlin, Wien und weit über den deutschen Sprachraum hinaus seinen Höhepunkt als Publikumsmagnet. Politisches Geschehen wurde so satirisch aufgearbeitet, das galt auch für Begebenheiten im Alltag.

Kurt Tucholsky bezeichnete später das vor dem ersten Weltkrieg in Berlin erstmals aufgeführte Couplet „Und Meyer sieht mich freundlich an“ (Musik: Leo Fall, Text: Rudolf Bernauer) als das „klassische Berliner Couplet“. Noch in unserer Zeit stand es auf dem Repertoire Peter Frankenfelds, der als „Quizmaster mit der großkarierten Jacke“ älteren Semestern noch in guter Erinnerung ist.

Krauß faszinierte diese Form der Unterhaltungskunst, um die sich Größen wie Hanns Eisler, Karl Kraus (nicht verwandt) oder Otto Reutter verdient machten, dessen bekanntestes Couplet wohl „In fünfzig Jahren ist alles vorbei“ war. In „Otto dem Großen“ sah Krauß das größte seiner großen Vorbilder und hebt in seiner Autobiographie hervor, dass er jahrelang ein „Autogramm“, dessen ersten persönlichen Brief an ihn, mit sich herumgetragen habe.

Sehr gedeihlich entwickelte sich die Zusammenarbeit mit dem seinerzeit populären oberbayrischen Schriftsteller Fritz Müller-Partenkirchen, auf die später noch eingegangen wird.

Die Entwicklung

Nach dem Tod des Vaters verließ Krauß Königsberg und fand in Berlin-Charlottenburg nach erfolglosem Versuch als Versicherungsvertreter eine auskömmliche Betätigung in einem Dekorationsgeschäft. Zuvor war er in Wedding in einer Schaubude als „Singender Blitzdichter Krause“ aufgetreten; im Frack, wie er betont. [1]

In der ersten Berliner Zeit nahm er Schauspiel- und Sprechunterricht bei einer bekannten Theaterschule. Krauß erkannte sehr schnell, dass ihm der „Solist“ besser lag und setzte seine Ausbildung bei einem Kabarett-

Alleinunterhalter fort. Dieser vermittelte ihm ein Engagement in Gleiwitz, das für ihn mit einer großen Enttäuschung verbunden war: Sein erster Auftritt im „Burlesken-Ensemble“ [2] ging daneben.

Auf seine weitere Entwicklung wirkte sich dieser Schock erst einmal positiv aus, er arbeitete an sich und verbesserte sich als „Salonhumorist“. Von Gleiwitz ging es nach Breslau, wo ein weiterer Auftritt misslang. In der schlesischen Hauptstadt beeindruckte ihn Otto Reutter mit einem Auftritt im Liebig-Varieté-Theater tief.

Krauß‘ Aufenthalt in Breslau war kurz, dem kurzen Kontakt mit Reutter folgte die Rückkehr nach Berlin. Seine alten Wirtsleute nahmen ihn wieder auf und er erneut die Arbeit in deren Dekorationsgeschäft.

Der Durchbruch und der Abbruch

Aufgegeben hatte er nicht. Er nahm wieder Schauspiel- und Sprechunterricht und kam schließlich zur „Leipziger Sängergesellschaft“ in Berlin. *„Das Niveau lag immerhin ein paar Etagen über dem der Burlesken-Ensembles“* schreibt er in seinen Erinnerungen und *„So habe ich … enorm viel gelernt …“* unter anderem auch Dialekte, die in seinen Vorträgen später eine große Rolle spielten. Es folgte ein Engagement in einem „Rheinischen Tünnes-Ensemble“ mit einer Tour durch Bayern, einem Bühnen-Zauberer assistierte er als Lehrling bei dessen Harz-Tour.

Das Jahr 1914 führte ihn in unsere Region, zum Truppenübungsplatz Sennelager, wo in einem großen Saalbau für rund tausend Gäste, ein Sommertheater und eine weitere Halle, die „Künstlerklause“ für Unterhaltung zu sorgen war. In letzterer traten mit Otto Franz Krauß fünf Solisten auf. Die Mobilmachung unterbrach das Gastspiel, die Truppe ging auf Tournee ins Ruhrgebiet und 1915 erreichte Krauß der Marschbefehl. Als Sanitäter kam er durch das lettische Kurland, das Baltikum, bis er Anfang November schwer verletzt wurde. Als Schwerbeschädigter wurde er 1916 aus dem Militärdienst entlassen.

Ein neuer Anfang

Dem folgte der Anfang einer vielversprechenden Karriere. Krauß begann mit Engagements an verschiedenen Theatern im Ruhrgebiet, setzte sich als erfolgreicher Textdichter durch, schrieb ein Operettenlibretto

für das Bochumer Stadttheater und textete für das Metropol-Theater Gelsenkirchen das Singspiel „Lied der Loreley“ in dem er mitwirkte.

Im August 1925 kam er wieder in unsere Region, diesmal erfolgreicher: In Bad Meinberg trat er mit dem ersten seiner später so erfolgreichen „Lachenden Krauß-Abende“ auf, mit denen er von der Bühne aus für gute Laune im Publikum sorgte als „Prof. Dr. humoris causa, Dozent für fröhliche Heilmittel gegen seelische und physische Zeitübel nach bewährten Rezepten von Busch, Budzinski, Kyber, Reuter, Rosegger, Thoma und Volkspräparaten.“

Im kleinen Dorf Exter im Ravensberger Land fand er 1930 seine Ehefrau und eine neue Heimat. Lassen wir ihn selbst erzählen. Zuvor jedoch soll noch auf den Frack, näher eingegangen werden, den er als seine „Arbeitskleidung“ ansah..

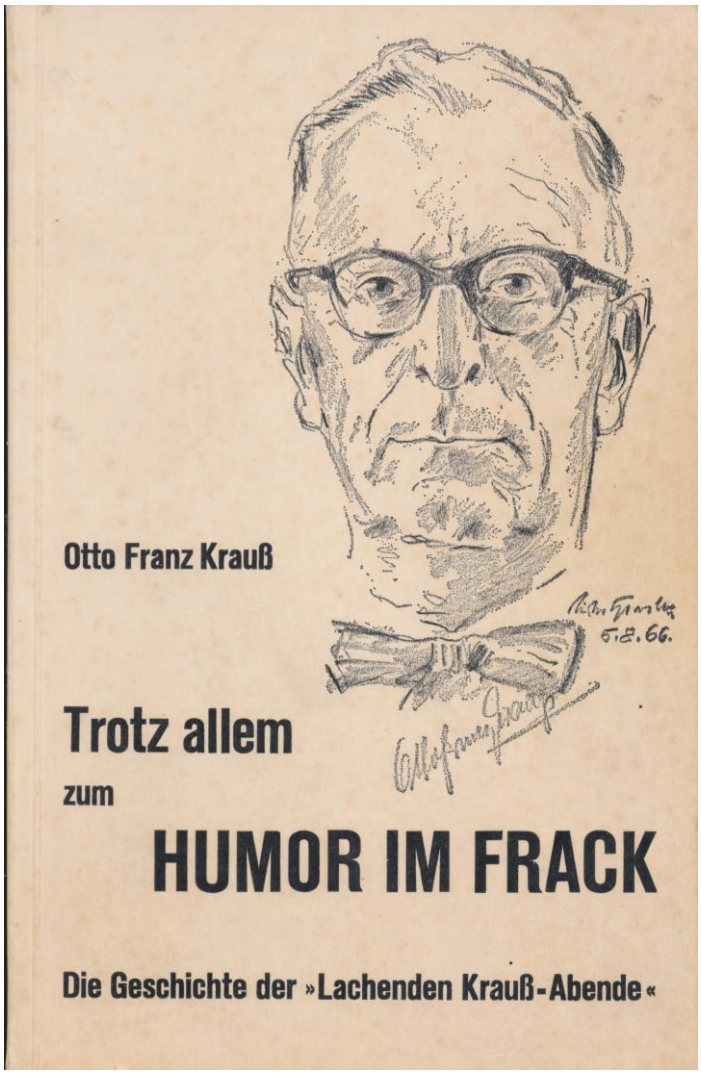

Abb. 2: Etwa fünfzig Jahre liegen zwischen dem Portrait auf Seite 2 der vorliegenden Ausgabe und dem auf der Titelseite seiner Lebenserinnerungen, die im Jahr 1969 erschienen.

Humor im Frack

Seine Lebenserinnerungen erschienen 1969 im Dröge-Verlag Schötmar unter dem Titel „Trotz allem zum HUMOR IM FRACK - Die Geschichte der Lachenden Krauß-Abende“.
Schon bei seinem Engagement in der „Leipziger Sängergesellschaft“ hatte ihn der Auftritt der männlichen Akteure im Frack beeindruckt.

Dieses Kleidungsstück unterstrich damals noch mehr als heute die Seriosität eines Auftrittes und so dichtet Otto Franz Krauß erklärend eingangs seines Büchleins, ganz im Stil des routinierten Couplet-Sängers:

Humor im Frack und weißer Binde

Verwundert manchmal fragt man mich, wenn ich vom Lachen künde:
„Warum, Herr Krauß, so feierlich in Frack und weißer Binde?"

„Aus Anstand", sag' ich, „und Gefühl, und weil ich nötig finde
den Ernst des Lachens, solchen Stil und Frack mit weißer Binde."

Die Frage legt' ich stets mir vor: „Wie sag' ich's meinem Kinde?"
Und fand, gerade zum Humor paßt Frack und weiße Binde.

Vornehmlich doch bei dem „Warum" bestimmen Achtungsgründe
vor einem guten Publikum den Frack, die weiße Binde.

VOM LEBEN IN EXTER UND DANACH

Es begann mit einem „Traumhaus“

(Originaltext aus „Trotz allem …“ von Otto Franz Krauß in Auszügen)

Meine „Lachenden Abende“ und das damit zwangsläufig verbundene „Zigeunerleben“ zerrten und zehrten trotz des Auftriebs, die sie mir gaben, nicht unerheblich an meinen geschwächten körperlichen Leistungsreserven.

Andererseits ermöglichten sie es mir, erstmals in meinem Leben nennenswerte finanzielle Reserven anzusammeln, nachdem die ersten kleineren Ersparnisse Ende 1923 von Vater Staat beim Abdrehen des Inflationskarussells auf sage und schreibe 19,50 Mark reduziert worden waren.

Anfang 1930 konnte ich daran denken, den schon lange gehegten und gepflegten Traum von einem eigenen Häuschen mit einem Stückchen Land irgendwo auf dem Lande zu verwirklichen. Auch das Problem der Versorgung so eines kleinen Anwesens während der Abwesenheit des „lachenden Krauß“ schien einer idealen Lösung nahe zu sein.

Nicht durch eine bevorstehende Verlobung oder Heirat - o nein: daran dachte ich nicht im mindesten. Im Gegenteil, spätestens seit meinen Kriegsverletzungen war ich fest entschlossen, Junggeselle zu bleiben und keine der Frauen, die meinen Lebensweg kreuzen würden, an meiner Seite mit in eine ungewisse Zukunft zu führen.

Und so schwer es mir auch manchmal wurde, rechtzeitig „Adieu“ zu sagen: der Gedanke an Elternhaus und Kindheit packte mich dann doch immer beim Portepee meines Verantwortungsbewußtseins. Das jedenfalls habe ich mir eingebildet, solange Amor (oder wer immer in Liebessachen zuständig ist) mein entsagungsbereites Pflichtgefühl nicht gar zu sehr zwickte und zwackte und weder hüben noch drüben mit heillos gebrochenen Herzen operierte.

Bereits im zeitigen Frühjahr 1930 habe ich nach aufmerksamem Anzeigenstudium entdeckt, was sich mir, dem ein „Solisten“-Dasein auf allen Lebensgebieten bestimmt zu sein scheint, als geradezu ideale Materialisation meines Luftschlosses darstellt, gemessen jedenfalls an meinen vergleichsweise doch recht bescheidenen monetären Möglichkeiten: ein „märchenhaftes“ (da schon ziemlich „verhutzeltes“!) Fachwerkhäuschen mit knapp sechs preußischen Morgen Land auf halbem Hang, mit uraltem Wald im Bergrücken und weiter Aussicht vor der „Nase“, weitab von jeder geschlossenen Siedlung!

Das alles „zu verkaufen wegen Wegzuges nach Bremen“, ein paar hundert Kilometer nördlich dieser abgeschiedenen Idylle auf dem „Hollenhagen“ im Gebiet der Gemeinde Exter, nahe an der Grenze zur lippischen Stadt Bad Salzuflen, deren Wälder sich hier bis in den preußischen Kreis Herford hinein erstrecken. Der Eigentümer ist ein alter Witwer, dem eine Tochter seit einem Dutzend Jahren den Haushalt führt.

Abb. 3.: Blick auf die Südseite des Hollenhagens mit dem später vom neuen Eigentümer als „Kraußhöhe“ bezeichneten Kotten. Im Vordergrund verläuft die heutige Finnebachstraße. Sie verläuft hier nach rechts zur Kleinbahn-Haltestelle „Loose“ in Unterwüsten.

Nun wird ihnen die Arbeit auf dem Kotten doch ein bißchen zu beschwerlich, jetzt wollen sie beide in die Hansestadt Bremen, aus deren Umgebung sie stammen und in der sie bei einer anderen Tochter (respektive Schwester), die dort ein Geschäft hat, unterkommen werden. Der alte Herr und ich wurden uns über den Besitzwechsel im Prinzip schnell einig.

Bei diesem impulsiven Entschluß hatte ich noch nicht die geringste Ahnung, was ich mit der lütten Landwirtschaft überhaupt jemals anfangen sollte. „Kommt Zeit, kommt Rat“, sagte ich mir vage (wie jeder, der nicht weiß, was er tun soll!) und erscheine zwei Tage später vereinbarungsgemäß auf dem Hollenhagen, um mich zusammen mit dem Verkäufer zwecks Vertragsabschluß zum Notar nach Herford zu begeben.

„O, das tut mir aber leid“, empfängt mich die Tochter, „Vater ist bereits in Herford ...“ Fräulein Martha möbelt nun den müden

Wanderer zunächst mit duftendem Kaffee und einem deftigen Schinkenbrot auf und geleitet ihn, den noch Ortsunkundigen, dann auf Fußwegen durch Wald und Flur und warme Märzensonne zum Vater im gut und gern fünf bis sechs Kilometer entfernten Herford, damit ja nicht der Termin beim Herrn Notar verpaßt werde.

Doch der ist unerwartet abberufen worden und erst am nächsten Tage wieder zu sprechen. Ich will mir ein Hotelzimmer nehmen, aber „das kommt gar nicht in Frage“, findet mein Geschäftspartner und komplimentiert mich in sein Haus, das demnächst das meine werden soll. Fräulein Martha richtet mir in einer Kammer eine Schlafstatt her, auf der ich ruhen müßte wie in Morpheus Armen, aber die halbe Nacht über wälze ich mich von einer Seite auf die andere, weil ich halt ein schwerwiegendes Problem zu wälzen habe. Bis es sich schließlich auflöst in einen verlockenden Traum, mit dem ich einschlafe ...

Heiratsantrag zwischen Tür und Angel

„Morgenstund' hat Gold im Mund“, behauptet ein altes Sprichwort. Ich erhoffte mir von dieser hintergründigen Verheißung ein paar höchst kompakte Trauringe, als ich nach der halb durchwachten Nacht in aller Herrgottsfrühe aus den Federn kroch, um Fräulein Martha abzupassen: sie wollte mich wecken, denn mit der ersten Kleinbahn sollte es nach Herford zum Vertragsabschluß gehen.

Als sie klopfte, steckte ich auch gleich den Kopf durch einen Türspalt hinaus: „Moment, Moment, Fräulein Blomberg“, stoße ich aufgeregt hervor, bevor sie, zur Kehrtwendung ansetzend, wieder entschwindet, „ich möchte Sie heiraten ...“ Und füge besänftigend hinzu, daß ich darüber selbstverständlich auch noch mit ihrem Vater sprechen werde. — „Du Vater“, höre ich sie dann aber einen Augenblick später schon selber, „er will mich heiraten ...“ Und bin überzeugt, daß es durchaus nicht so klingt wie: „Der verrückte Kerl, der!“ Sondern ganz im Gegenteil … Wohingegen mir die Antwort des alten Herrn, das sei „ja echt amerikanisch“, eher etwas spanisch vorkommt.

Mit Recht, wie sich umgehend herausstellte. Mein Schwiegervater in spe schwankte angesichts solchen Schreckes in der Morgenstund'

begreiflicherweise wohl zwischen zwei Abgründen: Entweder ist dieser Krauß auch privat ein Scherzbold, oder aber er ist ein ganz Gewiefter, der auf eine Einheirat spekuliert!

Na, was soll ich sagen: ich konnte ihn davon überzeugen, daß mir jedweder „Heiratsschwindel“ fernliege und er doch eigentlich am besten wissen müsse, was für ein Juwel seine Tochter sei. Und was den Hauskauf anbelange, so werde der selbstverständlich promptestens zu den vorgesehenen Bedingungen abgewickelt: was ein paar Stündchen später beim Notar geschah!

Meine Aussprache mit Martha, zu der morgens keine Zeit mehr geblieben war, folgte nach der Rückkehr aus Herford. Es bedurfte weder vieler und schon gar nicht großer Worte zum Hauptthema „Heirat“, denn wir hatten uns in dieser Hinsicht gewiß bereits am Vortage auf unserer gemeinsamen Wanderung nach Herford ohne ein diesbezügliches Wort verstanden.

Mir gefiel eben das zierliche Persönchen, das im Hause so gewandt wirtschaften und unterwegs so natürlich und lebensklug plaudern konnte, und so hatte ich mir alle Mühe gegeben, ihr ebenfalls zu gefallen.

Nachts kämpfte ich dann wider mein vermeintlich so festgefügtes Junggesellengelübde, aber es war, so fürchte ich fast, in Wirklichkeit wohl mehr ein bloßes Scheingefecht: dem Herrn Otto Franz Krauß fielen nun nämlich erstaunlicherweise unwiderlegbare Arguments für die Ehe ein, auf die sein Köpfchen zuvor nie gekommen war. Wieland hat halt recht: „Was ist so leicht zu überzeugen als Liebe?“

Unser Gespräch ergab, wie es in amtlichen Kommuniqués immer so treffend heißt, „volle Übereinstimmung“, insbesondere auch darüber, daß sich der Lenker aller Geschicke nur deshalb ausgiebig Zeit mit uns beiden — bei mir noch fünf Jahre mehr als bei ihr! - gelassen habe, damit wir keine weitere unnötig vertrödeln. Unverzüglich, am nächsten Tage schon, fuhren wir nach Herford, um dort auch unseren „Vertrag“ zu besiegeln: nicht beim Notar, sondern beim Goldschmied, wo wir uns die Verlobungsringe ansteckten.

Und gut vier Wochen später, am 1. Mai 1930, ist Hochzeit auf Hollenhagen: Hochzeit zweier Sonntagskinder, die nie zuvor zuversichtlicher fühlten, daß sie welche sind, und die es bleiben wollen, wenngleich sie längst wissen, daß die Sonntage im Leben meistens viel rarer sind als die im Kalender ...

Maien- und Werktage auf der „Kraußhöhe“

Als frischgebackener Ehemann auf der „Kraußhöhe“, wie unser Anwesen bald genannt werden wird, kommt mir wieder Heinrich Heine in den Sinn; nicht sein (für mich doppelt) melancholisches Lied der Loreley, sondern die Verse: „Im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen, da ist in meinem Herzen die Liebe aufgegangen ...“ Als pflichtbewußter „Neubauer“ freilich eifere ich mehr dem Volkslied nach „Alles neu macht der Mai“, denn an unserem alten Häuschen ist viel erneuerungsbedürftig, wofür der Mai selber keinen Finger krumm macht.

Abb. 4: Herr und Frau Krauß verlassen frisch getraut die Herforder Petri-Kirche.

Und da sich unter dem, was er uns so hoffnungsgrün hinblättert, nur wenige (und kaum große) Banknoten befinden, läßt sich nicht alles auf einmal neu machen.

So gibt es in den kommenden Jahren auf der „Kraußhöhe“ neben den Maientagen entschieden mehr Werktage, obwohl wir ein ordentliches Stück Land an einen Nachbarn verpachtet haben. Besonders meine Frau, deren Vater nun in Bremen ist, hat alle Hände voll zu tun mit Haus und Hof und Hühnern. Und meine „Lachenden Abende“ im Lande sind für sie einsame Abende.

Doch wenn ich zu Hause bin, rege auch ich mich rührig, gewissermaßen immer zwischen Tinten- und Mörtelfaß. Da muß dann beispielsweise der Maurermeister Sieker kommen, um das alte Lehmfachwerk peu a peu durch Steinfachwerk, den Lehmfußboden durch Klinkerbelag zu ersetzen, oder der Zimmermeister Redecker aus Bad Salzuflen, um neue Fenster einzubauen und, als Schmuckstück der Diele, eine stilvolle Eichenholztreppe zum Dachboden.

Mir fällt dabei jeweils, als „wandlungsfähigem Mimen“, die Rolle des Handlangers zu. Sie ebenso sorgfältig auszufüllen wie die des Landwirts und Gärtners, bin ich schon meiner Frau schuldig, der die Nachbarn auf den verstreuten Bauernhöfen der Umgebung von Herzen den „Richtigen“ gewünscht haben, insgeheim aber bezweifeln, daß sie ihn in so einem „Bruder Leichtfuß von Künstler“ gefunden haben könnte.

Doch die Skepsis legt sich rasch. Bald bin ich gut Freund mit den Bauern Reckefuß [3], Becker und Schröder, mit dem alten Schäfer Burghardt [4], um nur einige zu nennen. Alte Bekannte aus früheren Tagen besuchen uns ebenfalls und finden angesichts der luftigen Lage und phantastischen Aussicht übers Tal bis hinüber zum Teutoburger Wald, daß wir hier „wie Fürsten“ wohnen. Im Sommer jedenfalls.

Im Winter „verirrt“ sich seltener jemand zu uns hinauf. Da pfeift ein eisiger Wind ums Haus, und so manches Mal sind wir eingeschneit und abgeschnitten von der Landstraße unten, zu der nur ein Weg hinunterführt. Ich habe ihn oft genug freigeschaufelt und dabei er-

fahren, wie lang eine Strecke von rund hundertfünfzig Meter sein kann - und wie kurz die zehnfache, wenn's dann mit der Kleinbahn zum Einkaufen ging oder zum Bahnhof. [5]

Und dennoch: dreihundert Schritt Fußweg zwischen den eigenen vier Wänden und den Wegen in die Welt schienen mir gerade die rechte Distanz zu sein. Denn so richtig daheim sein und eine Heimat haben kann man jawohl doch nur dort, wo man sich frei bewegen darf ...

„NATURAPOSTEL“ OHNE MISSIONSEIFER

Frei bewegen, im wortwörtlichen Sinne, konnte ich mich auf der „Kraußhöhe“ noch ungebundener als im Wald und auf der Heide um Bad Lippspringe[6] , wo mich Dr. Nieveling jahrelang so freundschaftlich „in die Kur“ genommen hatte, daß mir der Abschied von ihm und seinem Freundeskreis gar nicht leicht geworden war. Aber seine ärztlichen Ratschläge beherzigte ich weiter.

In dem Bestreben, meine angeknackste Gesundheit möglichst umfassend zu stabilisieren, entwickelte ich mich hier in Exter darüber hinaus sogar zu einer Art „Naturapostel“, ohne mich allerdings durch unangebrachten Missionseifer zu diesbezüglichen Bekehrungsversuchen im Bekanntenkreis hinreißen zu lassen. Vor unserem Hausarzt Dr. Hans Bernsdorff [7], einem ostpreußischen Landsmann und längst auch lieben Freunde, habe ich meine möglicherweise manchmal zu gewagten „Naturheilverfahren“ ängstlich geheim zu halten versucht:

Erstens, weil Ärzte derlei Eigenmächtigkeiten ihrer Patienten gar nicht schätzen; zweitens, weil mir das in fiebrigen Augenblicken einleuchtete. Denn ich fürchte, daß mein guter Doktor gelegentlich bloß deswegen bei Schnee und Eis, bei Nacht und Nebel (anfangs noch mit dem Motorrad) zu uns hinaus- und hinauf mußte, weil ich wieder einmal ein gar zu tiefgekühltes Schneebad draußen genommen hatte.

Die winterlichen Schneebäder ersetzten mir die sonstigen „Kneippanwendungen“ mit Kaltwasser aus der tiefen Zisterne oder

dem dreißig Meter tiefen Brunnen (mit Handbetrieb). Zu den Wasserbädern kamen die Licht- und Luftbäder: nicht im Liegestuhl, sondern während der Gartenarbeit, bei der meine Arbeitsbekleidung gewöhnlich nur aus einer Badehose zu bestehen pflegte. Das brauchte niemanden zu genieren, denn unser Anwesen war nicht nur abgelegen, sondern auch durch hohe dichte Hecken abgeschirmt.

Fremden Besuch kündigte rechtzeitig unser Mohr an, ein großer Hofhund, dessen Nachfolger später Spitze wurden: Meier l (aus der Zucht des Briefträgers Meier), sein Sohn Meier II und dann Schultze, ein quasi „unehelicher" Spitz. Spitzbekommen hat Dr. Bernsdorff übrigens trotzdem meine Selbstbehandlungsmethoden, was er oft und gern bei einer Tasse Tee genüßlich frotzelnd durchblicken ließ.

Ich vermute, daß er sein Wissen meiner Frau verdankte und ihrer Sorge, ich könnte meinen Abhärtungseifer in -fanatismus ausarten lassen. Frauen halten ja im allgemeinen entschieden mehr von der Heilkraft der Wärme.

Fast drei Jahre „kaltgestellt"

Was nützt einem, der, wie ich, im Grunde seines Wesens die Wärme der Wolle ebenso braucht wie die des Humors, alle Abhärtung, wenn er plötzlich „kaltgestellt" wird! Ich wurde es fast drei Jahre lang, nachdem die ersten Jahre auf der „Kraußhöhe" trotz der Wirtschaftskrise – oder gerade wegen ihr? – für den Humoristen im Frack eine fruchtbare Zeit gewesen waren.

Die Raabe-Stiftung [8] (mit Sitz in München) hatte mich mittlerweile aufgenommen, was mir für meine Vortragstätigkeit sehr förderlich war. Und der Deutsche Vortragsverband sowie die Gesellschaft für Volksbildung hatten mich längst in ihre Vortragslisten eingetragen, was neben der ideellen Empfehlung die materielle Sicherheit von Vertragsverletzungen für das Winterhalbjahr bedeutete. Daran lag mir besonders, denn während der Sommersaison war ich speziell in den Heil- und Seebädern gut ausgelastet.

Hinzu kam immer eine ganze Reihe von Verpflichtungen durch alle möglichen Vereinigungen und Organisationen. So auch durch den „Jungdeutschen Orden", dem ich beigetreten war. Ja, und mit dieser

Mitgliedschaft war ich für die Nationalsozialisten nach ihrer Machtübernahme am 30. Januar 1933 als „Kulturschaffender“ alsbald untragbar geworden.

Der „Orden“ wurde aufgelöst, die Gesellschaft für Volksbildung ebenfalls, der Deutsche Vortragsverband ins „Reichswerk Buch und Volk“ umgewandelt. Für meinen Frack begann eine finstere Zeit im Kleiderschrank.

Für meine Frau und mich indes waren auch diese Jahre rein materiell nicht gar so finster, denn unser „Rittergut“ machte uns fast „autark“.

Ein paar Dutzend Hühner lieferten Eier und einige „Emmchen“ [9] Bargeld, eine Ziege die Milch, der Obstgarten Kompott und Marmelade, der Acker Kartoffeln, Mais und Rüben; und was wir an Gemüse nicht selber zogen, das durften wir uns aus dem Garten des Nachbarn holen, der den größten Teil unseres Landes gepachtet hatte. Wir halfen Nachbarn die Ernte einbringen, und sie halfen uns bei der Feldbestellung.

Etwas Taschengeld brachten mir dann und wann auch Kurzgeschichten oder andere kleine Beiträge für Zeitungen ein, nicht zuletzt Lokalberichte aus Bad Salzuflen fürs Heimatblatt. An der Bereitschaft zum Durchhalten fehlte es nicht, und wenn ich 1935 trotzdem ein halbes Jahr am Stock ging, an zwei Stöcken sogar, so hatte das einen ganz anderen Grund, nämlich diesen:

Dank unserer Zisterne und dem Brunnen hatten wir uns bis dahin auch buchstäblich über Wasser gehalten. Im Winter 1934/35 trocknete der Brunnen aber allmählich aus, und im März saßen wir völlig auf dem Trockenen.

Unser Trinkwasser mußten wir täglich aus der „Loose“ holen, einer Waldgastwirtschaft auf Bad Salzufler Gebiet. Eines Tages nun hatte meine Frau Besorgungen in der Badestadt gemacht und nahm auf dem Rückweg eine Fünfliterkanne voll Wasser mit. Die wollte ich ihr wenigstens das letzte Stück abnehmen, und so ging ich ihr, als ich sie kommen sah, auf Holzpantinen eilig entgegen, rutschte auf unserem abschüssigen Weg zur Landstraße hinunter prompt über einen Maul-

Abb. 5: ca. 1930 - „Kraußhöhe“ wegen der exponierten Lage an einem Bergrücken genannt. Auf diesem Bild noch als ursprünglicher Fachwerkbau.

wurfhügel, schlug lang hin und brach mir den rechten Unterschenkel so kompliziert, daß ich mich nach der Entlassung aus dem Krankenhaus ein halbes Jahr lang an zwei Stöcken bewegen mußte.

„Zwerglandwirt“ laut Gerichtsurteil

Aus der Knochenfraktur ergab sich leider auch noch ein finanzieller „Beinbruch“. Als ordnungsgemäß versicherter Landwirt huldigte ich natürlich der Meinung, mein Ausrutscher sei ein Betriebsunfall gewesen und die Landwirtschaftliche Berufsgenossenschaft habe mir infolgedessen eine Entschädigung zu zahlen.

Doch die sträubte sich, und da zwar mein Unterschenkel, nicht aber mein „Rückgrat“ gebrochen war, verklagte ich sie: vergebens jedoch, denn in der letzten Instanz wurde ich mit der Begründung abgewiesen, das Wasser hätte nur zu einem geringen Bruchteil für den „Betrieb“ verwendet werden können, etwa zum Kochen des Hühner-

und Hundefutters. Na, und zu allem Überfluß holte das Gerichtsurteil den Herrn der „Kraußhöhe“ auch noch von seinem hohen bäuerlichen Roß hinunter, indem es ihn zum „Zwerglandwirt“ stempelte.

Heute lächelt man darüber, doch damals war mir, offen gestanden, das Lachen so ziemlich vergangen. Das Wasser in unserem Brunnen war zwar mit der steigenden Frühlingssonne wiedergekehrt, der Beinbruch wurde auskuriert, die Stöcke benötigte ich nicht mehr, aber „am Stock“, seelisch, ging ich nun erst recht: die Nebenrolle des schwerkriegsbeschädigten „Zwerglandwirtes“ machte mich mürbe.

Nach dem Unfall auch ein „Umfall“

Seitdem die Nationalsozialisten sukzessive alles aus- oder gleichgeschaltet hatten, was sich nicht in ihren Gleichschritt fügte, beschränkten sich Angebote an den „lachenden Krauß“ zwangsläufig auf Einlagen in „geschlossener Gesellschaft“, und selbst bei der Annahme solcher seltenen „Gast“-Rollen mußte man noch höllisch aufpassen, daß anschließend keiner in des Teufels Küche geriet.

Andererseits litt die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ (KdF) des Gaues Westfalen gerade auf meinem Spezialgebiet an Mangelerscheinungen und gab sich alle Mühe, Gerüchten vorzubauen, bei ihr hätten die Leute nichts zu lachen.

Das führte schließlich im Jahre 1936 zu einem Vorstoß auf die „Kraußhöhe“: Honorige KdF-Herren, denen eine weiße Weste gewiß wichtiger war als ein brauner Rock, die aber zweifellos eben deshalb ein Engagement des „Frackhumoristen“ mit der Dokumentation seines politischen Sinneswandels ihren Vorgesetzten gegenüber zu rechtfertigen wünschten. KdF-Bedingung also: Eintritt in die Partei! Ich lehnte ab. Aber ich „fiel um“, als das Angebot nach einiger Zeit wiederholt wurde, um nicht länger ohne Existenz zu sein.

In der Bochumer KdF-Dienststelle wurde ich jetzt mit offenen Armen empfangen und zeitweise mit mehr Aufträgen eingedeckt, als es meiner Gesundheit und vor allem meiner Stimme eigentlich zuzumuten gewesen wäre. Doch Ablehnungen wurden erstens kaum

akzeptiert und zweitens (warum sollte ich es verschweigen): die Freude an der lang entbehrten Arbeit gab mir auch die Kraft, sie durchzuhalten! Das um so mehr, als ich nicht nur als Solist meiner „lachenden Abende“ agierte, sondern auch als Mitglied großer und kleiner Ensembles mit prominenten Künstlern. Von der Altenbetreuung bis zum Solistenkonzert mit heiter-besinnlichen Einlagen, von der Betriebsveranstaltung bis zum festlichen Theaterabend gab's nichts, was nicht gemacht wurde. Bis der Zweite Weltkrieg die Akzente vorwiegend auf die Wehrmachtsbetreuung verschob und mich im Zuge dieser Touren ausgerechnet im eiskalten Winter an den nördlichsten Punkt meiner Laufbahn führte: bis an die Nordspitze von Schleswig-Holstein.

Nach zwei Jahren Krieg feierte ich noch ein Jubiläums-Wiedersehen mit Berlin: Am 28. September 1941 stieg im Schumann-Saal der 800. „Lachende Krauß-Abend“, zu dem die „Berliner Morgenpost“ vom selben Tage als „Ouvertüre“ eine fast halbseitige Reportage über mich veröffentlichte. Nun, ich betrachtete sie vor allem als späten Ausgleich für den Reinfall, den ich einst mit dem Versicherungsvertreter-Stellenangebot in der „Mottenpost“ [10] erlebt hatte ...

„Fahnenflucht“ zur Wehrmacht

Bei meinem Berliner Jubiläumsgastspiel ein gutes Vierteljahr nach Beginn des Rußlandfeldzuges herrschte angesichts des schnellen Vormarsches der deutschen Truppen in unserer Bevölkerung noch weithin Siegeszuversicht. Doch mit dem frühen strengen Winter kamen die ersten ernsten Rückschläge, und je größer im Laufe der Zeit die Verluste wurden, um so weniger war den Menschen nach Lachen zumute.

Mit der Zahl der verlorenen Schlachten, mit dem Wachsen der Widerstandsbewegungen in den besetzten Gebieten und in Deutschland selbst wuchs auch das Mißtrauen der politischen Führung gegen jeden, der einmal aktiv in einem politischen Gegenlager der Nationalsozialisten gestanden hatte.

Und da schließlich für den „Endsieg“ ohnehin die letzten „Volkssturm“-Reserven mobilisiert wurden, fiel es kaum noch auf, wenn

man „unsichere Kantonisten“ ohne Rücksicht auf Alter und Diensttauglichkeit irgendwo hinsteckte, wo man sie unter Kontrolle hatte.

Kurz: so oder so landete auch ich Ende 1944 mit einer Schar von Männern im Alter um die Sechzig bei einem Arbeitskommando, das in abenteuerlichen „Kostümen“ (teils Uniform, teils Zivil) mit der Schippe über der Schulter nach Holland geschickt wurde, um dort Panzersperren zu errichten.

Als nach acht Tagen zu Zweifeln an der Zweckmäßigkeit solchen Tuns noch ein überraschender Angriff amerikanischer Luftlandetruppen kam, setzte sich unsere Hundertschaft von Arbeitssoldaten fluchtartig zur deutschen Grenze ab und erreichte dann im „Rück“-Zug wieder zügig ihre Startstation Herford.

Die zuständigen Herren dort waren über das schnelle und gesunde Wiedersehen gar nicht glücklich, sondern wollten die alten Heimkehrer wegen Fahnenflucht bestrafen lassen. Das Hin und Her hinter den Kulissen gebar aber anscheinend die Einsicht, es sei klüger, den Fall ganz stickum in die Rubrik „planmäßige Absetzbewegungen“ einzugliedern und - nach einer Woche - einen erneuten „Vormarsch“ gen Holland zu befehlen.

Otto Franz Krauß war diesmal von der Liste gestrichen: ich hatte beschlossen, eine „Fahnenflucht“ zur Wehrmacht zu versuchen und mich als „gedienter Soldat“ des Ersten Weltkrieges mit einem entsprechenden Ersuchen ans Wehrmeldeamt gewandt. Es klappte auch, weil man mich auf Grund dieser Meldung, wie ich später erfuhr, als „Freiwilligen“ einstufte.

Ich wurde nun zur Luftwaffe eingezogen, nach Münster, wo wir zunächst eine sinnvolle Luftwaffen-Vorbildung erhielten: wir mußten tagsüber auf dem Bahnhof Bombentrichter zuschütten, die nächtliche Luftangriffe ausgehoben hatten. Nach vier Wochen wurden wir mit neuen Luftwaffenuniformen eingekleidet und zum Flugplatz Erding in Bayern verlegt.

Dort begann meine militärische Karriere mit der Beförderung zum Gefreiten, und als ich kurze Zeit später zum Flugplatz Bad Aibling

versetzt wurde, war auf Grund einer Vorschrift für Teilnehmer am Ersten Weltkrieg mein Aufstieg zum Unteroffizier fällig.

Die „Untergebenen“, die man mir gleich darauf anvertraute, waren kriegsgefangene Franzosen in Oberföring bei München, die auf dem Gelände des in die „Hauptstadt der Bewegung“ umquartierten Luftfahrtministeriums tun mußten, was ich kurz zuvor in Münster getan hatte: Bombentrichter zuschütten!

Als die 7. US-Armee Ende April/Anfang Mai im Raum München einrückte und der Krieg damit für uns wenige Tage vor der Kapitulation zu Ende war, kehrten meine Franzosen den Spieß um, nahmen mich gefangen und übergaben mich den Amerikanern.

Mit heilen Knochen nach Hause...

... und mit heiler Haut kam ich ebenfalls nach Hause. Aber viel mehr als Haut und Knochen brachte ich auch nicht heim, obwohl die Zeit meiner Kriegsgefangenschaft rund zwei Monate währte.

Als einer der ältesten Lagerinsassen, der dazu noch seinen Kriegsbeschädigtenausweis vorweisen konnte, wurde ich schon Ende Juni 1945 aus Neu-Ulm entlassen. Mit etwa sechzig Mann verfrachteten uns die Amis auf einem Lastwagen (stehend) nach Karlsruhe und setzten uns auf offener Straße in Freiheit. Da konnte nun jeder sehen, wie er nach Hause kam: zu Fuß, per Anhalter, mit Güterzügen ... Fünf, sechs Tage brauchte ich bis zum Hollenhagen.

Nachbarn begleiteten mich das letzte Stück hinauf zur „Kraußhöhe“. Meine Frau empfing den kleinen Trupp mit dem unbekannten „Skelett“ in abgerissener Kluft ein bißchen ratlos ... bis der „Fremdling“, langjähriges Mitglied der Wilhelm-Busch-Gesellschaft, sich und die Situation kennzeichnete: „Stets findet Überraschung statt, da, wo man's nicht erwartet hat.“ Zu mehr Busch-Zitaten reichte es aber auch nicht ... nicht bei ihr und nicht bei mir!

Vor den Frack den Fragebogen

Man soll nie undankbar sein: Unser kleines Anwesen hatte den Krieg gut überstanden, und so überstanden auch wir die Hungerjahre nach dem Kriege besser als die meisten Menschen in den Städten. Selbst

an Heizmaterial fehlte es nicht, da wir mit dem Wald auch Brennholz vor der Tür hatten.

Ich erholte mich zusehends unter den fürsorglichen Fittichen meiner Frau, und es dauerte gar nicht so sehr lange, da paßte mir auch wieder mein sorgsam eingemotteter Frack. Indes, daß er mir paßte, war weniger wichtig, als das er auch anderen Herrschaften paßte: das aber tat er ganz und gar nicht!

Denn wenn es bei Hesiod heißt, „vor die Tugend setzten den Schweiß die unsterblichen Götter“, so hieß es jetzt für mich (und ähnlich für Millionen): vor den Frack setzten den Fragebogen die alliierten Behörden!

Zwiefach sogar waren in meinem Falle die Zweifel an meiner politischen Tugendhaftigkeit: der eine als frische Frucht meines unfrohen Eintritts in die NSDAP, der andere als frappante Fracht meines früheren Eintretens für den „Jungdeutschen Orden“! Was Wunder, wenn mir die Zange, mit deren Hilfe man mich unter die Lupe nahm, zeitweise als Produkt einer Kreuzung von Nazis und Entnazifizierern erschien.

Doch Irren ist menschlich. Und so erwies sich zu guter Letzt auch der neuerliche Entzug meiner Auftrittskonzession als Irrtum. Alles in allem dauerte es, wie schon „tausend Jahre“ zuvor, auch diesmal wieder rund drei Jahre, bis ich ohne alle Heimlichkeiten in den Frack und auf öffentliche Podien und Bühnen steigen konnte.

Wertbestand in neuer Währung

Mit 40 DM Kopfgeld und einem Kommaruck nach links in den Sparkonten war Mitte 1948 die deutsche Reichsmarkwährung reformiert worden. Das „Grundkapital“ meiner (heute insgesamt über zweitausendfünfhundert) „Lachenden Krauß-Abende“, der Humor des Herzens von Wilhelm Busch bis Josef Winckler), von Peter Rosegger bis Fritz Reuter, ist zum neuen Wechselkurs ebenso wertbeständig geblieben wie die Scheidemünzen volkstümlichen Dialekthumors der Ostpreußen und Sachsen, der Bayern und Westfalen, der Mecklenburger und Rheinländer. [11]

Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß im Laufe der Zeit einige „Aktien“ meines Programms fielen und abgestoßen werden mußten und andere von voraussichtlich bleibendem Wert (wie zum Beispiel von meinem jungen ostpreußischen Landsmann Siegfried Lenz [12]) ins Repertoire neu aufgenommen werden konnten.

Professor Dr. humoris causa

wurde ich nicht, um das bei dieser Gelegenheit gleich klar zu stellen, kraft einer kultusministeriellen Ernennungsurkunde; auch nicht per Ehrendoktor-Verleihung einer Universität. Dazu machte mich die gleiche Großmacht, die mich auch als „Otto den Einzigen“ apostrophiert: die Presse!

Den Anlass hatte allerdings Dr. phil. Rudolf Rollbühler [13] gegeben, seinerzeit Leiter der Volkshochschule in Rothenburg ob der Tauber, inzwischen Kunsterzieher in Bad Godesberg. Es war Anfang der 50er Jahre, als er an der Rothenburger Volkshochschule einen „Lehrstuhl für Humor“ begründete: den ersten in der Welt, so hieß es, und entsprechend weltweit war das Presse-Echo. Mit einem Gedicht gratulierte ich dem mutigen Gründer und wurde von ihm umgehend als einer seiner ersten und wenigen Dozenten in den Lehrkörper seiner nur kurzlebigen „Fakultät“ berufen.

Abb.6: Otto Franz Kranz bereitet Auftritte vor. Dabei achtete er darauf, in schon besuchten Orten Neues zu präsentieren.

Als unverbesserlicher Optimist hatte ich, hinsichtlich des Rothenburger Lehrstuhls für Humor und meiner Gastdozentur dort zunächst heimlich nicht ganz selbstlose Hoffnungen gehegt.

Damals marschierte ich stramm auf die Siebzig zu und sehnte mich manchmal nach einem etwas höheren und bequemeren Stühlchen als der niedrigen Sitzbank meines Einmann-bootes der „Lachenden Krauß-Abende“: speziell dann, wenn ich nach einer anstrengenden Winterreisen bei

klirrendem

Frost oder dichtem Schneegestöber wieder meinen Heimathafen auf dem Hollenhagen anlief.

Vom „Lehrstuhl“ zum Alterssitz

Meiner Frau ging's in dieser Beziehung nicht besser, sondern insofern eher schlechter, als sie ja viel öfter noch auch bei Wind und Wetter hinaus mußte, um für ihre anspruchsvollen Kochkünste den angemessenen Proviant zu besorgen.

So wuchs denn jeweils im Winter, wenn sonst schon nichts, doch wenigstens unsere Sehnsucht nach einem geruhsameren Alterssitz als dem abgelegenen „Hochsitz“ unseres gemeinsamen Lebenssommers und -frühherbstes. „Suchet, so werdet ihr finden“, sagten wir uns deshalb, fanden schließlich auch ein passendes Bauplätzchen in gemäßigterer Lage, nahe am Waldesrand des Obernberges in Bad Salzuflen, und 1958 wurde, nach dem Verkauf der „Kraußhöhe“, das Häuschen gebaut, in dem wir, wie es allgemein so tröstlich heißt, friedlich unseren Lebensabend verbringen.

OTTO FRANZ KRAUSS REIST DURCH KURORTE

Ein Teil der in Detmold vorliegenden Sammlung vermittelt in von ihm gesammelten Ankündigungen in Kurzeitungen, was er unter einem „friedlichen Lebensabend“ verstand.

Für die Jahre von 1965 bis 1971 sind Angaben über besuchte Orte erhalten, die sich im wesentlichen im norddeutschen Raum befinden. Mehrere besuchte er nicht nur einmal, wobei anzunehmen ist, dass diese Liste nicht komplett ist und er bis ins hohe Alter aktiv war als er mit 83 Jahren seine wohl zweijährige Abschiedstournee begann:

Altena Harz (2)	Bad Neuenahr (1)	Bad Steben (2)
Bad Bertrich (Mosel) (2)	Bad Pyrmont (1)	Bad Wildungen (1)
Bad Dürrheim (1)	Bad Ragaz (1)	Badenweiler (3)
Bad Ems (1)	Bad Rothenfelde (2)	Freudenbad (1)

Bad Kissingen (1)	Bad Salzhausen (2)	Helgoland (1)
Bad Krozingen (1)	Bad Salzuflen (3)	Juist (1)
Bad Nenndorf (1)	Bad Schwalbach (1)	Sylt (1) [14]

VORTRÄGE UND PRESSE-ECHO

Wie in zahlreichen erhaltenen Presseberichten angeführt, bediente er sich neben eigener Texte auch solcher von deutschsprachigen Autoren, die man damals wie heute als Volksschriftsteller bezeichnet, die sich freilich im weltanschaulichen Rahmen ihrer Zeit bewegten.

Was sein Verhältnis zu den nationalsozialistischen Machthabern angeht, gibt er an, 1936 zur Sicherung seines Lebensunterhaltes in die NSDAP eingetreten zu sein. Er arrangierte sich, das zeigt unter anderem eine Einladung des Deutschen Vortragsdienstes im Jahre 1940 zu einem dreimonatigen Aufenthalt in Norwegen.

Wie weit eigene Texte von den Absichten der damaligen Machthaber beeinflusst waren, ließ sich nicht feststellen. Dem eingesehenen Material nach bevorzugte er Texte, in denen er den Alltag karikierte. Wie er in seinen Erinnerungen formuliert, änderte er 1948 sein auf andere Verhältnisse ausgerichtetes Repertoire, was den Schluss zulässt, dass er sich auch an der vergangenen politischen Lage orientiert hatte.

In Presseberichten tendenziös aufzufassende Andeutungen in die Richtung, dass er ein Wahrer echten deutschen Humors sei, scheinen aber eher den jeweiligen Berichterstattern zuzuschreiben zu sein. Solche Anmerkungen sind relativ selten, meist geht das durchweg positive Urteil in die Richtung, die zum Beispiel 1941 die Berliner Volkszeitung formulierte: *„Ihm wird ein außergewöhnliches Repertoire bescheinigt von der Dialekterzählung bis zum Volkslied.“* [15]

Er galt als ausgezeichneter Kenner und Könner des für niederdeutsche Ohren ungewohnten Dialektes seiner Geburtsstadt, dessen er sich in seinen Rezitationen und Vorträgen bediente. In vielen Besprechungen werden daneben seine humorvollen Vorträge in weiteren Mundarten hervorgehoben.[16] Besonders für seine Vortragsreisen in den Jahren nach 1945 galt, dass er die dankbarsten Zuhörer in Flüchtlingen aus Ostpreu-

ßen fand, von denen einige auch eine neue Heimat in Exter gefunden hatten.

Nach der Entnazifizierung durfte er erstmals 1948 in Spenge [17] wieder öffentlich auftreten. Der Erfolg setzte sich fort, exemplarisch lässt sich die Westfalenzeitung Herford vom 11. September 1948 zitieren: *„Mit dem bislang von Otto Franz Krauß bekannten Programm vermochte der Vortragende mit dem Humor die Bedrängnis unsrer Tage zu lindern."*

Weitere Zitate aus der Presse sollen diesen Abschnitt beenden:

„Ein genußreicher Abend, frei von Plattheiten." (Dinslaken 1949)
„Zwei Stunden besinnlicher Lebensfreude … herzlichen Lachens." (Herten 1949)
„Höhepunkt des Abends … zweifellos der "ostpreußische Teil." (Celle 1951)

DAS WERK

Journalistische Tätigkeit

Krauß war nach den zeitgenössischen Kritiken nicht nur ein Meister des Vortrags. Auch im Gebrauch der Feder war er geschickt. So bescheinigt ihm im Zeugnis vom 29. August 1919 der Mülheimer General-Anzeiger u. a. *„in der Zeit von 1918 bis 1919 eine große Reihe journalistischer Beiträge … geliefert zu haben, die gern gelesen wurden. Insbesondere verfasste er lokale Plaudereien und sonstige Feuilletons, auch las er Korrekturen und betätigte sich sonst im Interesse unserer Zeitung"*.

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Exter trugen Lokalberichte in Bad Salzuflen zum Lebensunterhalt bei. Im Stil der Unterhaltungsbeilagen der damaligen Zeitungen gehalten, sind sie leichte Kost, doch ist gerade diese nicht immer leicht zu Papier zu bringen.

In bescheidenem Umfang sind im vorliegenden Quellenmaterial Unterhaltungsbeiträge enthalten, wie sie in einem Feuilleton zu finden sind. Ein Artikel trägt den Titel „Das Wundermoor von Bad Eilsen" [18], zu dem er als Autor aus Königsberg genannt wird.

In der nicht datierten Westfälischen Volkszeitung, Ausgabe Herford ist in der Rubrik „Die Sonntagsstunde" vom „Apothekerhaus in Bad Salzuflen" [19] ein Bericht zu lesen, der dem Gelehrten und Begründer des Apothekervereins für das nördliche Deutschland Hofrat, Medizinalrat

Dr. phil. und Dr. med. Rudolf Brandes als großem Sohn der Stadt gewidmet ist. Dieser Artikel erschien 1933 und danach unter anderem auch in der regionalen Apotheker-Zeitung Berlin. Eine weiterer Fund ist die unterhaltsame Kurzgeschichte aus dem Mäuseleben „Humor ist, wenn man …“ [20]

Zitationen, Rezitationen und Vorträge

Das heutige Urheberrecht erlaubt unter bestimmten Voraussetzungen die Verwendung fremden geistigen Eigentums in eigenen Werken. [21] Eine Tätigkeit als Vortragskünstler zählt nicht dazu. Zuvor machte die Gesetzeslage es Bühnenkünstlern einfacher. Sobald ein geeignetes Werk veröffentlicht war, konnte es beliebig von jedem vorgetragen werden. [22] Dass auf der Bühne fremde Texte zeitgenössischer Autoren ohne weiteres vorgetragen werden konnten, war die gängige Praxis.

Krauß war davon keine Ausnahme. Er setzte sich aber auch mit dem damals bekannten Schriftsteller Fritz Müller-Partenkirchen in Verbindung wegen eines Alleinvorführungsrechtes.

Auch eigene Texte gehörten zu seinem Programm. Die in ostpreußischem Missingsch [23] gehaltene „Rede zum 60. Geburtstag des Vorsitzenden des Milchhändlervereins zu Willutschken bei Schnullkehmen in Ostpreußen“ mag als Beispiel in mehrfacher Hinsicht gelten. Krauß bediente sich des sprachlichen Stilmittels in Kombination mit dem kabarettistisch verzeichneten Niveaus einer Rede in ländlicher Umgebung. In verschiedenen Rezensionen wird sie als besonders gelungenes Stück bezeichnet.

Er trat als Gesangskünstler auf, wozu auch die Rolle eines Damenimitator während seiner Zeit in der „Leipziger Sängergesellschaft“ gehörte. Diese stufte er als wesentlich niveauvoller ein als die „Burlesken-Ensemble“, denen er bald den Rücken gekehrt hatte.

Dass er 1914 noch in Friedenszeiten im Rahmen der Truppenbetreuung in unserer Region tätig war, ist schon erwähnt. Nach dem Ersten Weltkrieg steuerte er als Komponist und Texter zu einer Operette mehr als ein Dutzend Gesangsnummern bei. Zu dieser Zeit in Bochum bemerkt

er, dass es die fruchtbarste und glücklichste Zeit seiner kurzen Theaterlaufbahn gewesen sei.

Mit den Worten „Ich weiß nicht, was soll das bedeuten …“ beginnt das Loreley-Gedicht von Heinrich Heine. Krauß war seit 1920 am Metropol-Theater in Gelsenkirchen tätig, als er sich nach einem Gespräch gemeinsam mit Jo Knümann [24] an eine Arbeit machte, die sich als überaus erfolgreich erwies: Das Singspiel „Das Lied der Loreley“.

Der Nachfrage von verschiedenen Theatern wollte man durch die Vergabe der Verlagsrechte nachkommen, so ließ sich der mit der Rechteverwertung verbundene wenig kreative Arbeitsaufwand vermeiden. Man schickte der „Deuma“ [25] Textmanuskript und Partitur im Original, letzteres war die einzige Ausfertigung.

Von Seiten der „Deuma“ geschah nichts. Erst auf Nachfrage wurde Krauß an die Danziger Filiale verwiesen und von dort an die Königsberger. Sein lapidarer Kommentar in seinen Memoiren lautet zusammenfassend: *„Manuskript und Partitur waren spurlos weg wie Geheimdokumente in einem Spionage-Knüller.“*

Nach langen Auseinandersetzungen gewann Krauß zwar die angestrengte Klage, aber es gab keine Entschädigung, das Unternehmen war in Konkurs gegangen, der Inflation zum Opfer gefallen wie viele andere Unternehmen. Das Textmanuskript konnte aus der Konkursmasse sichergestellt werden, die Partitur blieb verschollen.

Lieblingsautoren - Zum Beispiel Fritz Müller-Partenkirchen [26]

Fritz Müller-Partenkirchen (Künstlername, eigentlich Friedrich Müller, Ps. auch Fritz Zürcher), geboren * 1875 in München, † in 1942 in Hundham bei Miesbach, war gelernter Kaufmann. Er arbeitete als Handelslehrer, studierte in Zürich Rechtswissenschaften und Volkswirtschaft. Erste Veröffentlichungen erschienen 1915. [27]

Im vorliegenden, vermutlich nicht vollständigen Briefwechsel (für die Jahre 1938 bis 1940 enthält die Quelle keine Dokumente) teilte Fritz Müller-Partenkirchen in seinem ersten Brief mit, dass er Krauß‘ meisterliche Vortragsarbeit als „gekonnt“ bezeichnete. Krauß, der sich mittlerweile etabliert hatte, war ihm danach kein Unbekannter.

Die von jenem ausgewählte Schachtelgeschichte [28] sei allerdings nicht repräsentativ für sein eigenes Schaffen, er möge sie aus dem Repertoire nehmen. Auf den Hinweis von Krauß, dass solche Vorträge zu weiterer Bekanntheit beitrügen, meinte Müller-Partenkirchen, seiner Meinung

Abb. 7: Otto Franz Krauß mit Glückwünschen vor der „Kraußhöhe“

nach zu häufig gedruckt zu werden, worin er mit seinen Neidern übereinstimme. Humorig wie in den meisten seiner Werke ergänzte er, dass er eigentlich eher des Lebensunterhaltes wegen schreibe.

Krauß erwidert, dass ihm die Geschichte gefallen habe, was auch auf sein Publikum zuträfe. Auf Vorschläge Fritz-Müller-Partenkirchens betont er, dass er die Stücke bevorzuge, die er auswendig, von

schauspielerischen Einlagen begleitet, vortragen könne. Nicht alle Texte seien in seinen Augen geeignet und mancher Vortragende könne ein solches Stück nicht aus sich selbst wirken lassen, bei seinen Auftritten habe er nur gute Erfahrungen gemacht.

Später einigten sie sich auf die Verwendung der Schachtel-Geschichte. Sie vereinbaren weiter, welche Stücke auf der Vorschlagsliste Krauß am besten vortragen würde, ihm werden alleinige Vortragsrechte zugestanden. Dazu gehören auch ernstere Texte.

1942 klagt Müller-Partenkirchen über die Papierknappheit, die auch seinem Verleger zu schaffen mache. Weil aber seine Werke sehr gerne an der Front gelesen werden, fänden sich immer Möglichkeiten zum Nach- bzw. Neudruck.

Krauß, über dessen Zusammenarbeit mit ihm er sich freut, solle doch auch versuchen, diesen Weg zu prüfen. Dieser hatte ihm geklagt, dass es unmöglich erscheine, ein Programm zu seinen Vorträgen zu drucken. Nun meint er, dass ein solches Druckwerk keine Chancen hätte.

Krauß führt noch kurze Zeit nach Müller-Partenkirchens Tod einen kurzen Schriftwechsel mit dessen Frau Anna. Er ärgert sich über einen als Rezitator auftretenden Geschäftsinhaber. Dieser besuche beispielsweise seine Vorträge im Kurtheater Bad Salzuflen und kopiere ihn anschließend auf eigenen Veranstaltungen in Herford. Zwar habe er nicht vor, dort irgendwann einmal aufzutreten, sieht aber eine persönliche Schädigung vor allem deshalb, weil er dem dortigem Publikum nichts neues zeigen könne.

Anna Müller teilt Krauß mit, dass sie sich mit dem Kontrahenten geeinigt habe, er wolle künftig auf solche Vorträge verzichte. Sie vermutet, er habe im guten Glauben gehandelt, im Übrigen können man ihm nach der Rechtslage die Auftritte auch nicht verbieten, abgesehen davon, dass ihr Mann seinerzeit ausschließliche Vortragsrechte gar nicht habe abtreten können, weil er sie durch die Veröffentlichung nicht mehr besessen habe. [29] Krauß teilt ihre Ansichten zum sehr negativ eingeschätzten Konkurrenten nicht und meint, dass dieser mindestens zu einer moralischen Wiedergutmachung durch eine Spende an das Winterhilfswerk [30] oder das Rote Kreuz verpflichtet sei.

EXTER UND OTTO FRANZ KRAUSS

Otto Franz Krauß hatte sich noch in der Weimarer Republik in seiner neuen Wahlheimat niedergelassen. Wie hatte er sich in das Leben in einem ravensbergischen Dorf eingefunden? Geheiratet hatte er in der evangelisch-reformierten Petri-Kirche in Herford. Dass er sich im lutherischen Exter kirchlich engagierte, ist den befragten Zeitzeugen nicht bekannt. Auch ist in seinen Lebenserinnerungen nichts davon zu lesen.

In Exter hatte Otto Franz Krauß trotz des langen Aufenthaltes nur wenige engere Bekannte. Allerdings pflegte er noch bis zu seinem Wegzug Kontakte mit jenen Exteranern, mit denen er kurz vor dem Kriegsende 1945 zum Bau von Panzersperren in Holland abkommandiert war.

Schon in den Anfangsjahren hatte Krauß Engagements in großen Städten wie Bochum, Essen, Dortmund und Gelsenkirchen, Rundfunksendungen folgten. Vortragsreisen führten ihn entlang der Ostseeküste, durch das Deutsche Reich und später die junge Bundesrepublik Deutschland. Berichtet er für 1941 vom 800sten „Lachenden Krauß-Abend“ konnte er auf über 2500 Veranstaltungen zurückblicken.[31]

Verbunden mit seiner Arbeit war eine gewisse Weltoffenheit, die den eher konservativen Ravensbergern vielleicht weniger zugänglich war. Anzunehmen ist weiter, dass er sich zwischen seinen anstrengenden Vortragsreisen gerne in sein ihm ländliche Ruhe bietendes Refugium auf dem abseits liegenden Hollenhagen zurückzog.

Er trat aber auf Reiterfesten auf, wenn er nach Zeitzeugenberichten aber nicht mitfeierte. Exteraner trafen sich auf seinen Vorträgen in den Gaststätten Knöner und Ellermann. Gute Kontakte bestanden zur Familie Bernsdorff. Dr. Hans Bernsdorff hatte sich kurz nach dem Zweiten Weltkrieg als Landarzt in Exter niedergelassen. Beide verband die gemeinsame Geburtsstadt Königsberg.

Abb. 8: 1968 - Otto Franz Krauß als Vortragender 1961 auf einer Silberhochzeit

Auch die Familie August Ottensmeyer gehörte zum Freundeskreis, wie Krauß im März 1957 zum Gedicht „Lebensgeleit“ notierte, das er dem konfirmierten Jürgen Ottensmeyer widmete. Gerhard Reckefuß, der Enkel jenes Bauern, der Krauß‘ Schwiegervaters das Kötterhaus verkaufte, gehört zu den ebenfalls so Bedachten.

In seinen Lebenserinnerungen schreibt er, dass er und andere ältere Einwohner Exters nicht lange vor Kriegsende in Holland zum Panzersperrenbau eingesetzt war. Dazu dichtete er ein Lied auf die Melodie von den „Lippischen Schützen“ und greift nach seinen eigenen Worten *„wieder zur Schippe, dieses Mal symbolisch, um seine und seiner Kameraden aus Exter Erlebnisse auf eine solche zu nehmen.“*

Die Exterschen Schipper

Im zweiten großen Weltkrieg, die Sache stand zum Kippen,
Da schickten böse Nazis nach Holland uns zum Schippen.
Die Jungen, Reklamierten und die Bonzen, diese fetten,
Die wollten durch die Alten vorm Untergang sich retten.
Der Nazirat von Exter hatt’ uns lang schon auf dem Kieker.
So zogen wir nach Gennep [32], geführt von Wilhelm Sieker.
Der Grotegut, der Hermann, Karl Druhmann, Hägerbäumer.
Der eine hat’s am Magen, die andern Gicht und Rheuma.
Der Wiebesiek, der Hebrock, der Bollmann, Christian Traue.
Der Hagemann, der Helmig, und Pieper war’n zu schauen.
Die Holländer, die lachten, als sie Emil taten blicken:
„Da zwischen den Dünnen da ist so’n netten Dicken!“

Der Bögeholz, der Tiemann, der Abke und der Rose,
Der Schomburg, alle hatten viel Falten um die Hose.
Zur Maas gings jeden Morgen vom muff'gen Stroh der Scheune.
Das Lager hütet Druhmann, der hat's so in'ne Beine.
Das ging gut ein'ge Tage, da fing es an zu knallen.
Bald sah man aus der Luft auch die Landungstruppen fallen.
Mit Fallschirm runter kamen und schrie'n die Amerikaner:
„Wir stoßen auf Elite der ält'sten Exteraner!"
Dem Kessel zu entrinnen, zum Rückzug wird geblasen.
Im Laufschritt Richtung Exter hin sprangen alte Hasen.
„Im Lager ist noch Druhmann!" Schrie Hägerbäumers Fritze.
„Ganz vorne," schrie der Helmig, „da läuft er an der Spitze!"
Im Naziklub von Exter vernahm man's ganz beklommen:
„Die Böcke, diese Meckerer, die sind zurück gekommen."
Der Schluß von der Geschichte: Die uns verschicket haben,
Die haben damit selbst sich ihr Schicksalsgrab gegraben.

Dieses Lied unterschrieb er mit den Worten: *„Für die Humor-Chronik von Exter seinen Schipperkameraden, den alten und ältesten gewidmet im Jahre des »Heils« 1945 von Otto Franz Krauß."* Aus diesem Kreis pflegte er Kontakte noch lange Jahre nach dem Krieg.

Abb.9: Mädchen mit Hunden auf Exter Nr. 77 (Schröder/Langejürgen). Rechts im Bild „Schultze", der ausgebürgerte Hund.

Im Umgang mit seinen unmittelbaren Nachbarn wird er als freundlicher Zeitgenosse bezeichnet, der zu manchem Scherz aufgelegt war. Meist waren die Besuche mit einem Einkauf an Milch und Eiern auf einem

nahen Hof auf dem Hollenhagen verbunden, seine Frau pflegte mit diesen alltäglichen Bedürfnissen ebenfalls einen nachbarlichen Plausch zu verbinden. Alles natürlich zu Fuß. Die „Eier- und Kartoffel-Kontakte“ rissen nach dem Umzug nach Bad Salzuflen nicht ab, der bisherige Nachbar lieferte, nun ins Lippische.

Von den in seinen Erinnerungen erwähnten Spitzen [33] war es der „uneheliche“ Schultze, zu dem bei den Recherchen eine kleine Geschichte erzählt wurde.

Krauß war eines Tages der Ansicht, dass von zwei Vertretern dieser Hunderasse auf einem kleinen Hof einer zu viel war. Würde ihm der Nachbar einen abnehmen wollen? Nach anfänglichem Zögern nickte dieser, in der Annahme, dass das Tier sowieso wieder zurücklaufen würde. Der Hund machte allerdings von Anfang an keine Anstalten sich abzusetzen.

In seinen Erinnerungen ist unter dem Titel „Ein Poet dem Poeten“ ein Gedicht des lippischen Mundartdichters Fritz Schemmel [34] gedruckt, der ihm damit in der lippischen Presse zum 80. Geburtstag gratuliert hatte. Dass er in Verbindung stand mit diesem hierorts bekannten Heimatdichter, von dem viele Texte in „valleropskem Platt“ [35] überliefert sind, ist in seinem Buch nicht besonders erwähnt, der literarische Beitrag in seinem Werk mag als Nachweis ausreichend sein.

Mangels Führerschein waren die Krauß‘ auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen. Die auf Seite 13 genannte Schrittzahl bezieht sich auf die Länge des Waldweges zwischen dem Wohnhaus und der heutigen Finnebachstraße, auf der

Abb. 10: Ruhesitz in Bad Salzuflen

die nächstgelegenen Haltestelle der Herforder Kleinbahn erreicht werden konnte.

Sie lag auf Bad Salzufler Gebiet und hieß „Loose“ nach dem nahegelegenen gleichnamigen Ausflugslokal (heute mit Minigolfplatz). Der etwa 1,2 km lange Weg führte an der Grenze zwischen den Kreisen Herford und Lippe durch Waldgelände und war entsprechend der allgemeinen Wegebeschaffenheit zwar relativ eben, besonders bei Regen und Schnee aber nicht sehr fußfreundlich. Die erwarteten zunehmenden Beschwernisse des Alters waren der wichtigste Grunde dafür, dass das Ehepaar Krauß schließlich als Altersruhesitz eine Doppelhaushälfte in Bad Salzuflen wählte, nahe einer Haltestelle der Herforder Kleinbahn namens „Forsthaus“, die ihm und seiner Frau als spätere Bushaltestelle (heute „Bewegungszentrum“ [36]) Mobilität ermöglichte und erleichterte.

Am 29. August 1978 schloss er im Alter von 92 Jahren die Augen, ein Mensch, der sich dem Humor als Lebenszweck verschrieben hatte.

Text: Wilfried Sieber

Quellen:

Otto Franz Krauß im Kapitel „Trotz allem …“, das 1969 in der Kunstdruckerei und Verlagsanstalt Fritz Dröge, Bad Salzuflen-Schötmar erschien.

Wir danken Herrn Friedrich Dröge für die Genehmigung, daraus Material für diesen Beitrag zur Ortsgeschichte entnehmen zu dürfen. Texte von Otto Franz Krauß (in Auszügen) in originaler Rechtschreibung.

http://www.llb-detmold.de/wir-ueber-uns/aus-unserer-arbeit/texte/2008-5.html (2.5. 2012)

Biograph. Daten: www.literaturportal-westfalen.de (Westf. Autorenlexikon 1750 - 1950, Bd. 3)

LLB = Hinweise in den Anmerkungen (mit Bestandsnummern) auf die Sammlung in der Lippischen Landesbibliothek Detmold: Der „Humorist im Frack“: Otto Franz Krauß (Slg. 38)

Zeitzeugen: Christa Huchzermeyer, Elisabeth Langejürgen, Jürgen Ottensmeier, Gerhard Reckefuß, Grete Riepe u. a.

Abbildungen:

Titel, 7, 8; Sammlung Huchzermeyer

1 – 4, 6, 9, 10; OFK, „Humor im Frack“

5; Lippische Landes-Bibliothek Detmold, Slg. 38/Nr. 53

9; Sammlung Langejürgen

Anmerkungen:

---

1 Zur „Arbeitskleidung“ s. Seite 36, hier.

2 Burleske (derbe, oft grobe Komödie im Theater) ist abgeleitet vom ital. „Scherz“, burlesco steht für „scherzhaft“, gilt auch als Stilrichtung für Musikstücke und Literatur und war häufig Namensbestandteil von in Varietés auftretenden Gruppen.

3 Dieser ursprünglich zum Heerhof gehörende Kotten (s. Geschichtswerkstatt Exter, J06 Spurensuche VII) an der Grenze zu Schwarzenmoor ging an Reckefuß, Pivitstraße über. 1917 verkaufte der Großvater von Gerd Reckefuß das Haus an Otto Franz Krauß’ Schwiegervater Blomberg.

4 Grund, den Krauß nicht nutzte, hatte er an den Schäfer Burghardt verpachtet.

5 Gemeint ist der Bahnhof der Lippischen Bahn in der Kurstadt Bad Salzuflen, die von Herford bis Altenbeken führte, ein direkter Zugang zum reichsweiten Eisenbahnnetz. Die Kleinbahn verband quer durch den Kreis Herford die Orte Wallenbrück und Vlotho. Sie machte einen Bogen über Bad Salzuflen und führte von dort aus über die Orte Exter, Wehrendorf, Valdorf und Vlotho weiter bis zum Weserhafen.

6 Bis zum Umzug nach Exter war Bad Lippspringe sein Wohnort.

7 Dr. Bernsdorff ließ sich nach dem Zweiten Weltkrieg in Exter nieder und übergab die Praxis Mitte der 1980er-Jahre an einen Nachfolger. Seine zweite Frau, Dr. Christine Bernsdorff-Engelbrecht, Musikwissenschaftlerin an der Landeskirchenmusikschule in Herford, machte sich um die Einrichtung des Kindergartens in Exter verdient.

8 Gemeint ist hier der nationalistisch orientierte Verein Raabe-Stiftung, am 8. September 1931 zum 100. Todestag des Dichters Wilhelm Raabe gegründet wurde und im Zuge der Gleichschaltung in der „NS-Kulturgemeinde“ aufging.

9 umgangssprachlich für Mark (Abkürzung „M“)

10 So wurde im Volksmund die „Berliner Morgenpost“ genannt Krauß hatte sich vor dem Ersten Weltkrieg auf eine darin erschienene Stellenanzeige als Versicherungsvertreter beworben, schnell aber selbst seine mangelnde Eignung festgestellt.

11 Zu den genannten Autoren: Wilhelm Busch (1832–1908) aus Wiedensahl ist noch immer der bekannteste, der Westfale Josef Winckler (1881–1966) verfasste unter anderem das Werk „Der Tolle Bomberg“, das 1957 mit Hans Albers in der Hauptrolle von der Arca-Filmproduktion (produzierte des Weiteren die Immenhof-Filme) verfilmt wurde, der Österreicher Peter Rosegger (1843–1918) ist durch seine Erzählungen vom „Waldbauernbub“ bekannt geworden und Fritz Reuter (1810–1874) als bedeutender Vertreter der niederdeutschen Literaten.

[12] Γ 17. März 1926 in Lyck, Ostpreußen, bekannter Nachkriegsschriftsteller mit zahlreichen Romanen, Novellen, Erzählungen und Romanverfilmungen (u. a. „Die Deutschstunde“)

[13] Mit Dr. Rollbühler unterhielt Krauß einen jahrelangen Briefwechsel.

[14] Zusammenfassung aus LLB Slg 38 verschiedene Bestandsnummern

[15] LLB Slg. 38 Nr. 70

[16] Häufig angeführt sind rheinische, bayrische, sächsische und berlinerische Vorträge.

[17] LLB Slg. 38 Nr. 70

[18] 21. Mai 1933 im Münsterschen Anzeiger (LLB Slg 38 Nr. 90)

[19] (um 1933) Westfälische Volkszeitung Herford (LLB Slg 38 Nr. 40)

[20] Hauptpersonen sind zwei frisch vermählte Mäuse, die in einen Milchtopf fallen. Während der eher beleibte Bräutigam jämmerlich ertrinkt, gelingt es der sportlichen Braut, durch kräftiges Strampeln eine Rettung bringende Butterinsel zu produzieren, von der aus sie aus dem Topf springen kann. (o. J. Quelle: LLB Slg Nr. 40)

[21] § 51 UrhG Zitate

[22] Daude; Die Reichsgesetze über das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, J. Guttentag, Berlin 1910. S. 36

[23] Missingsch wird eine sprachliche Mischung im norddeutschen Raum bezeichnet, die bei weitgehendem Verwenden von Standarddeutsch den niederdeutschen Satzbau beibehält. Missingsch war beispielsweise die Bühnensprache in den Volksstücken im Ohnsorg-Theaters Hamburg, die der Norddeutsche Rundfunk in den 1960er und 1970er Jahren ausstrahlte. Es machte einerseits den Reiz dieser Auftritte aus und erschloss andererseits die Inhalte dem Publikum, das mit der niederdeutschen Sprache nicht vertraut war.

[24] Der deutsche Pianist Josef Bernhard Knümann (* 11. Februar 1895 in Gelsenkirchen; † 25. Dezember 1952) war ein damals bekannter Komponist von Unterhaltungsmusik, mit dem Krauß zusammenarbeitete.

[25] „Deuma“ = „Deutsche Musikaufführungen“ war ein in ganz Deutschland als Musikverlag arbeitendes Unternehmen.

[26] Quelle: LLB Slg. Nr. 12

[27] Erste größere Veröffentlichung: „Das Land ohne Rücken“, Erlebnisse und Geschichten aus dem Weltkrieg, Heilbronn 1915; es folgten zahlreiche, vorwiegend unterhaltsame Werke meist als Sammlung von Kurzgeschichten und Erzählungen, überwiegend mit Auflagen im sechsstelligen Bereich. Der bekannte Schriftsteller gilt politisch als Befürworter des Nationalsozialismus.

[28] Damit war eine Hutschachtel gemeint

[29] Wie schon weiter oben erwähnt, konnten Rezitatoren wie Krauß auf veröffentlichte Texte ohne Rücksprache (und ggf. Vergütung) zurückgreifen, was aber nicht für Vertonungen galt, die beispielsweise im Rundfunk übertragen wurden.

[30] Stiftung öffentlichen Rechts im Nationalsozialismus, die Sach- und Geldspenden sammelte und damit direkt oder indirekt bedürftige „Volksgenossen“ unterstützte.

[31] Begonnen hatte er mit diesem Konzept im Jahre 1926.

[32] Niederländische Gemeinde in der Provinz Limburg

[33] hier, Seite 14

[34] Fritz Schemmel (* 27. Juli 1889 in Valdorf bei Vlotho, † 14. November 1967 in Schötmar)

[35] Valdorfer Platt, das speziell auf dem Winterberg sehr viele Elemente der lippischen Mundart enthält (s. a. Geschichtswerkstatt Exter, Beiträge zur Ortsgeschichte, „SD04 Geschichten um den Winterberg“).

[36] Der Betrieb der Herforder Kleinbahn zwischen Herford und Vlotho über Exter und Bad Salzuflen wurde im April 1962 eingestellt und durch den einstigen Busbetrieb des EMR (Elektrizitätswerk Minden Ravensberg) ersetzt.